Die Neue Welt

Nr. 39 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Da kochte die Fanni ein Mittagessen. Eine Suppe, ein Stückchen Fleisch, Knödel und Salat. Sie versicherte, daß niemand so gute Knödel machen könne wie sie und war gewohnt, Lob dafür einzuheimsen. Peter sollte dieser Genuß nicht vorenthalten bleiben. Die ganze Familie war um den Mittagstisch versammelt und in fröhlicher Stimmung. Hans war sichtlich beglückt, Gastgeber zu sein und die Talente seiner Frau von einem Feinschmecker, als den er Peter ansah, rühmen zu hören. Die Kinder waren, sobald sie gegessen, hinausgelaufen. Die Großen saßen noch plaudernd am Tisch, den die Maridei abzuräumen begann, als der Briefbote Peter ein Telegramm überbrachte. Es kam von Wien!

„Sie kommt," rief Peter in der Ahnung freudigster Botschaft.

„Wer denn, wer?" fragten alle, von dem Ereignis aufs höchste interessiert. Die Hödelmosers hatten noch nie ein Telegramm erhalten.

„Hilde, meine Braut —"

„Du hast eine Braut?"

„Hoffentlich kann ich bald sagen, meine Frau."

Er hatte den Bestellzettel unterfertigt und die Gebühr bezahlt. Der Briefträger entfernte sich.

Als er das Telegramm aufgerissen und seinen Inhalt überflogen hatte, war die Freude aus seinem Gesicht verschwunden — er warf es auf den Tisch.

„Sie kommt nicht?" fragten Fanni und Hans.

„Das Telegramm ist nicht von ihr," sagte er kurz.

Maridei ging aus der Stube, niemand hatte ihrer geachtet, niemand ihr jähes Erblassen und Erröten bemerkt.

„Is eh' g'scheiter, wenn's z' Haus bleibt," meinte Fanni, „wo hätten wir sie denn unterbracht"? Und zu Peter mit zynischem Lächeln: „Die hätt' halt auch zu Dir auf den Heuboden müssen, wär' Dir nit z'wider, was?"

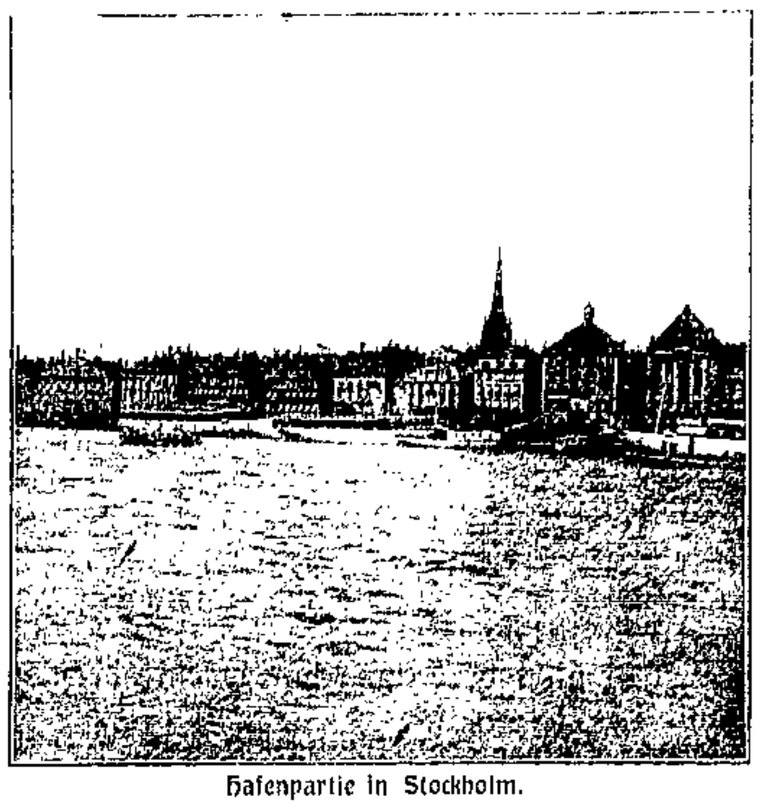
„Sie hat recht getan, nicht zu kommen," bemerkte Peter trocken und ging hinaus.

Das Telegramm von der geologischen Reichsanstalt lautete: „Komme Sechsuhr-Zug, Haltestelle Seewinkel, erwarten Sie mich. Dr. Schlosser."

Es war die Antwort auf seine Anfrage, ob er den schönen Ammoniten der Anstalt einschicken dürfe.

Peter stellte sich pünktlich ein.

Der ankommende Zug war dicht besetzt. An dieser Haltestelle stiegen indes nur zwei Personen aus. Eine Dame in eleganter Reisetoilette und ein junger Mann in der Gebirgstracht. Er trug die kurze landesübliche Lodenjacke, Lederhosen, die bis an das nackte Knie reichten und von einer Schäbigkeit waren, die ein Holzhauer nur nach zehnjähriger Benützung zu erreichen imstande gewesen. Grüne Wollstrümpfe schmiegten sich an die nicht allzu kräftigen Waden, und die kleinen Füße wiesen vorzüglich gearbeitetes Schuhwerk auf. Die Schnürstiefel waren mit schweren Nägeln beschlagen.



Hafenpartie in Stockholm.

Auf dem Kopf hatte er einen alten verknüllten Lodenhut mit einem prachtvollen Gamsbart, der wohl an 100 Kronen gekostet hatte. Er war der vornehme Wiener in Steirertracht, der bemüht war, das äußerste an Echtheit zu leisten. „Nur kein Salontiroler, wie geschmacklos!" Einzig das Beiwerk durfte in unauffälliger Weise den Stand verraten.

„Der Kneifer auf der Nase paßt nicht recht dazu," dachte Peter, als er sich ihm näherte. Er war sicher, den Absender des Telegramms vor sich zu haben. „Peter Gasser," stellte er sich vor.

„Dozent Dr. Schlosser," sagte der andere, erfreut ihm zunickend, „das ist schön, daß wir Sie gleich gefunden haben". Und sich an die junge Dame wendend, die an seiner Seite ging, die Camera in der Hand, zum Knipsen bereit: „Das ist derjenige, der von der seltenen Versteinerung geschrieben, die er hier im Orte gefunden hatte — meine Frau," fügte er flüchtig hinzu. Peter verbeugte sich stumm.

„Mein Mann schreibt ein Werk über Versteinerungen im Alpengebiet," sagte sie in freundlicher Gesprächigkeit, den Einheimischen musternd, der gar nicht so unintelligent aussah. „Könnten Sie uns Ihren Fund zeigen?" „Gewiß, am Fundort, wenn Sie sich dahin bemühen wollen." „Ich bin neugierig darauf," versetzte Doktor Schlosser, als sie den Bahndamm verlassend, abwärts gingen. „Das Gebiet ist wissenschaftlich ausgebeutet, aber gerade hier sind die Schichtungs- und Lagerungsverhältnisse oft ganz wild durcheinander geworfen und gestört und der paläontologische Charakter ist oft so abweichend von dem übrigen des nördlichen Europas, daß man hier schon manche Ueberraschungen erlebt hat und ich —" Er unterbrach sich, der Mann konnte doch nichts davon verstehen, und fügte kurz hinzu: „Ich will mir das Petrefakt ansehen! Wenn es gut erhalten ist und die Mühe lohnt, könnten Sie es immerhin einschicken."

„Ich habe es sorgsam herausgemeißelt," bemerkte Peter.

„Sie haben auf die Zeichnung Bedacht genommen?"

„Gewiß, darauf habe ich schon als Knabe geachtet, ich habe in früheren Jahren manch schönen Fund gemacht und heimlich aufbewahrt."

„Ah, woher kam Ihnen dieses Interesse?"

„Ich hatte Häckel gelesen, später auch Darwin und die Neueren," sagte Peter einfach.

„Mais c'est un savant," flüsterte die junge Frau belustigt ihrem Mann ins Ohr. Nach fünf Minuten waren sie am Steinbruch angelangt. Es machte dem Doktor Spaß, seine Frau auf die Unzahl kleiner Schnecken aufmerksam zu machen, die im Gestein zutage traten. Als er auf weiße Korallen stieß, bückte er sich, um sie aufzuheben. Der ehemalige Meerboden, der dieses Becken füllte, war hier und da durch Eruptionen gehoben worden und die Ablagerungen seiner Tiefen waren dadurch zutage getreten.

Peter hatte den Ammoniten herbeigebracht, und während der Doktor ihn aufmerksam betrachtete und über die großen, wunderbar klaren Blattabdrücke von Farren an der einen Seite des Gehäuses sich freute, betrachtete Isa voll Entzücken das Seepanorama, das in dem Golde eines reinen Sonnenuntergangs all seinen Zauber vor ihr entfaltete.

Sie stand im Schatten des Waldes und blickte hinaus auf die weite, schimmernde Fläche des Sees mit dem opalartigen Farbenspiel, von rosa, grün und violett, von dunkleren Streifen durchzittert. Eine Anzahl Segler hatten weit draußen ihre Leinwand entfaltet, langsam glitten sie dahin, gleich Riesenschwänen sich wiegend, in majestätischer Sicherheit.

„Herrlich, herrlich!" tönte es leise von ihren Lippen, sie war förmlich überwältigt von soviel Schönheit.

Und bei der verwöhnten Tochter eines vielfachen Millionärs regte sich der unbezwingliche Wunsch nach Besitz.

Was solche Gefühle des Entzückens in ihr erregte, sollte, mußte ihr eigen werden. Gab es ein Hindernis für ihre Wünsche, hatte es je eines gegeben? Sie lachte fröhlich auf, sie war ihrer Sache gewiß. Sie näherte sich ihrem Gatten und winkte ihm verheißend zu. Hier wollte sie ihm ein Tuskulum bauen. In dieser Abgeschlossenheit, umgeben von Wald und See, würde er die so sehr gewünschte Ruhe und Behaglichkeit finden. Wie würde er glücklich sein und sie mit ihm. Sie liebte ihn ja. Nur aus Liebe hatte sie den armen Gelehrten geheiratet und ihn dadurch von aller Mühsal des Lebens befreit. Sie wollte noch weiter an seinem Glück arbeiten. Sie trat an seine Seite, nahm seine Hand und führte ihn auf einen etwas erhöhten Punkt. „Da sieh —!" Sie streckte die Hand aus, wie der Verführer, als er Jesus die Reiche der Welt zeigte und zu ihm sagte: „Das alles will ich Dir schenken, wenn Du mich anbetest."

„Ist das ein Punkt! wie? Kannst Du Dir's vorstellen, Sigmund, daß wir uns hier eine Villa bauen?"

Er sah sie betroffen an, dann lachte er:

„Nein!"

Sie runzelte die Stirne und voll reizender Ungeduld: „Das kann er sich wieder nicht vorstellen! Ach, Ihr Männer habt keine Phantasie." Die ihrige arbeitete bereits an der Anlage des Hauses und sie deutete und erklärte: „Nach dem See zu eine große Terasse — eine Freitreppe — nach dem Walde eine Veranda — ein schöner Erker —. Auf das Dach setzen wir ein Türmchen mit einem Glockenspiel und —" Er unterbrach sie: „Und das alles willst Du auf diesem Steinbruch aufführen?"

„Du zweifelst, mein Schatz, ich werde es Dir beweisen!" sie rief es in lustigem Uebermut. „Und eine Schiffhütte lasse ich bauen, und Badekabinen. Abends bei Mondschein fährst Du mich mit der Gondel spazieren, und morgens —" sie unterbrach sich, als Peter zu ihnen trat, und fuhr in französischer Sprache fort, in reizender Ungeniertheit ihm schildernd, wie sie in dünnen, weißen, wallenden Gewändern durch den Garten laufen würde, dem Ufer zu, um sich wie eine Nixe ins Wasser zu stürzen; er natürlich ihr nach — sie umschlingen sich und teilen schwimmend die kühle Flut, sie schwimmen dann weit hinaus, weit, weit —" Sie lachte auf vor Entzücken, und mit den Augen Peter bezeichnend: „Jetzt will ich den Mann einmal aushorchen; von ihm werde ich alles Nähere erfahren; er braucht nicht zu wissen, was wir im Schilde führen." Mit einem pfiffigen Lächeln sah sie ihn an.

Aber auch er lächelte so sonderbar vergnügt und sagte:

„Gnädige Frau, ich verstehe etwas Französisch."

Sie war starr, dieser Mensch verstand — französisch.

„Wo haben Sie das gelernt?" fragte sie, und ein Schatten von Unzufriedenheit huschte über das eben noch so heitere Antlitz.

„Ich hatte diesen Sommer reichlich Gelegenheit dazu. Ich bin lange allein gewesen, hatte Zeit und Ruhe —"

„Wenn ich das auch einmal haben könnte," rief der Gelehrte mit einem Seufzer.

„Da haben Sie also verstanden, was ich vorhin gesprochen?"

„Gewiß, und es wäre eine Indiskretion, wenn ich Sie nicht darauf aufmerksam machte."

„Sie sind ein Gentleman," sagte sie mit einem kalten Nicken. „Nun, dann sagen Sie mir also, ob dieser Platz zu verkaufen wäre."

„Jawohl, gnädige Frau."

„Schön."

„Aber Isa, Du denkst doch nicht ernstlich—"

„Warum denn nicht? Der Platz ist doch einzig schön. Das ist's, was ich seit langem gesucht habe. Natürlich," wendete sie sich wieder an Gasser, „möchte ich ihn nicht überzahlen. Aber sobald diese Leute erst wissen, daß unsereinem etwas gefällt, schlagen sie sofort auf, sie wissen dann gar nicht, was sie verlangen sollen. Darum möchte ich gern so unter der Hand erfahren — kennen Sie den Eigentümer"?

„Ich bin es selbst."

Sie biß sich auf die Lippen. Recht listig wollte sie's anstellen und nun war sie an den Unrechten gekommen oder vielmehr an den Rechten. Dieses qui pro quo war doch eigentlich köstlich, und sie besaß soviel Humor, darüber zu lachen. Was fürchtete Sie denn auch? Sie war genügend orientiert. Seit ihrer Verheiratung trug sie sich mit dem Wunsche, eine Villa im Salzkammergut zu besitzen. Geschäftige Agenten hatten ihr wiederholt Grundstücke angeboten und sie mit den Preisen bekannt gemacht. Sie kannte sich aus.

Sie befragte Peter vorerst nach der Größe des Grundstückes, und darüber konnte er, der es eben erst ausgemessen hatte, genauen Bescheid sagen. Sie war entzückt von der Größe des Ausmaßes. Das gab einen herrlichen Garten mit Laubengängen am Ufer. Als sie aber die Anzahl der Meter mit dem ihr bekannten Preis rasch im Kopf addierte, kam eine so hohe Summe heraus, daß sie sich hütete, sie auszusprechen.

Sie fragte daher vorsichtig, wieviel Herr Gasser für den Quadratmeter verlange.

Er zuckte die Achseln.

„Meiner Treu, gnädige Frau, ich weiß es nicht. Ich bin jahrelang nicht daheim gewesen und habe keine Ahnung, wie sich die Bodenpreise indes gestaltet haben. Ich werde mich erkundigen."

„Ganz recht," mischte sich jetzt der Herr Gemahl ein, „Herr Gasser wird sich erkundigen und wir — wir werden uns auch die Sache noch überlegen".

„Ich brauche mir's nicht zu überlegen," entgegnete, durch seinen Widerstand gereizt, die temperamentvolle Frau. „Ich weiß ganz genau, was ich will und wie weit ich gehen kann, und wenn Herr Gasser nicht weiß, was heute sein Grundstück wert ist, ich kann es ihm sagen: Ich rechne alles in allem und mache ihm ein Angebot von 10 000 Kronen."

„Sei nicht voreilig, Isa," warnte der Gemahl.

Ihr kleiner Fuß stampfte den Boden.

„Wenn dieser dumme Mensch nicht französisch verstände," dachte sie, „dann würde ich Dir offen sagen, sei ruhig, mein Lieber. Du kennst die Bauplätze, die Agenten uns angetragen, und kennst ihren Preis, keiner war auch nur annähernd so schön wie dieser, und ich habe ihm nur die Hälfte von dem geboten, was jene verlangten." Sie begnügte sich nur mit einem Blick und ihr Sigmund verstand sie.

„Nun, überlegen Sie noch immer?" wandte sie sich an Peter.

Diesem schwindelte es im Kopfe vor der Möglichkeit eines so großen, unerhörten Glücks, das plötzlich, so ohne jedes Zutun über ihn hereinbrach, als wäre es ein Unglück. Aber er wußte sich zu beherrschen.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, aber ich glaube, Ihre Schätzung — dürfte mir konvenieren."

„A la bonheur!" rief sie entzückt, „und nun hören Sie, Herr Gasser, wir fahren ins Engadin, wenn wir in zehn Tagen zurückkommen, werden wir weiter darüber reden".

„Einverstanden."

„Und der Steinbruch?" fragte der Gelehrte.

„Gehört dazu, natürlich."

„Da werde ich also darin graben können?"

„Soviel Du willst, mein Schatz," lachte sie, und schelmisch setzte sie hinzu: „Das heißt, soweit mein Architekt es Dir erlauben wird."

Sie hatten die Straße erreicht. Als Peter sich verabschiedete, hielt sie ihn mit einer Geste zurück.

„Noch etwas, ich wünsche Ihnen ein Handgeld zu geben."

„Ein Handschlag genügt."

„Nein, nein, tun Sie mir den Gefallen."

Sie hatte eine kleine Börse gezogen und hielt ihm ein Goldstück von 20 Kronen entgegen, und als Peter sich weigerte, sagte Dr. Schlosser gutmütig: „Nehmen Sie doch, Herr Gasser. Sie müssen meiner Frau ihren Willen tun, das ist sie gewöhnt."

„Ich sichere mir damit die Vorhand, nicht wahr, Herr Gasser?"

„Sie ist ihnen gesichert, gnädige Frau."

Peter war in den Wald gelaufen, dort konnte er seinem Jubel Luft machen. Er sang, er schrie, er lachte. „Hilde — Mädel, was sagst Du dazu? Jetzt haben wir die Aussteuer — jetzt rüsten wir zur Hochzeit — Juhu!" Der ganze Wald hallte wider von diesem Herzensjubel.

Als er am Abend das Gasserhäuserl betrat und Maridei, den Loisi auf dem Arm, ihm entgegenkam, rief er ihr zu: „Paß auf Mädel, am Kirtag führ ich Dich zum Tanz und kauf Dir ein seidens Tüchel!"

(Fortsetzung folgt.)

Herbstfeier.*

Ein duft'ger Schleier zart gebreitet
Verhüllt nur leicht das müde Land,
Und durch die stillen Fluren schreitet
Der Segen mit gefüllter Hand.
Es ziert die Welt ein reifes Schweigen
Nun nach des Werdens lauter Hast,
Es führt der Friede seinen Reigen
Und schenkt der Erde milde Rast.

Vorbei des Frühlings wildes Drängen
Das stürmisch hob ans Licht die Saat,
Vorbei des Sommers glühend Sengen,
Das grünes Korn gebräunt zur Mahd.
Nun hat ihr Tagewerk vollendet
Die große Bildnerin Natur,
Nun hat sie reiche Frucht gespendet
Und atmet süße Ruhe nur.

O Herbst, Du hehre Friedensfeier,
Nach Wettersturm und Werdeleid,
Du rührst nicht Deine Ruhmesleier,
Du zeigst nur still Dein Fruchtgeschmeid;
Du willst nicht wie der Frühling prahlen,
Der Blumen nur und Lieder sucht;
Du willst nicht wie der Sommer strahlen,
Du willst nur opfern Deine Frucht.

Du reicher Herbst mit Deinem Frieden,
Du bist ein Bild des Heldentums,
Das still im Tatenschmuck hienieden
Gewaltet, bar des lauten Ruhms;
O laß uns, edler Herbst, Dir gleichen,
Wenn unsre Sonne geht zur Rast,
Laß uns der Welt ein Füllhorn reichen
Voll reifer Frucht und süßer Last.

Robert Seidel.

* Aus: Robert Seidels „Lichtglaube und Zukunftssonnen" (Berlin, Verlag der Buchhandlung „Vorwärts".) Wir können die mit einem warmen Herzen für die Leiden und Freuden des Proletariats geschriebenen Gedichte nur bestens empfehlen.

Die Pflanzenwelt Südeuropas.

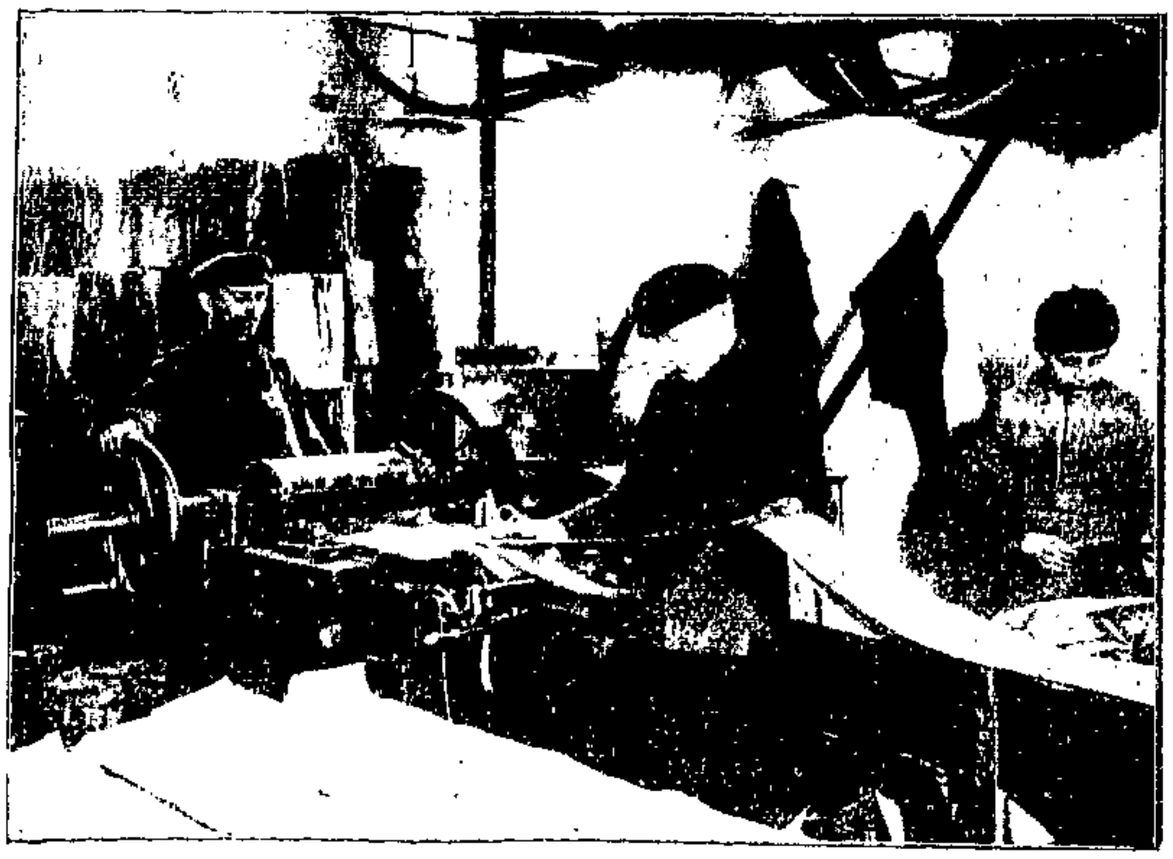
Von Friedrich Zimmermann.

Wenn man die südeuropäische Pflanzenwelt richtig verstehen will, so muß man sich in erster Linie die klimatischen Verhältnisse und die Niederschlagswerte klar machen. In Mitteleuropa, in den Ländern des „europäisch-sibirischen Waldgebietes" sind die wässerigen Niederschläge so ziemlich auf das ganze Jahr verteilt; im Winter fällt Schnee in reicher Menge und in den übrigen Jahreszeiten werden wir nur zu oft mit überreichem Regen bedacht, so daß in manchen Gegenden mit schwerem, wasserdichtem Boden infolge der Nässe Mißwachs eintritt. Die Sommer 1908 und 1909 sind Beispiele dafür; in dem Weingebiet der bayerischen Pfalz, zwischen Landau und Worms, haben die Reben die Blätter verloren und die Weinberge, welche im Juni und noch im Juli so prachtvoll entwickelt waren und einen reichen Ertrag verhießen, stehen kurz darauf laublos da, wie wenn ein verheerendes Feuer darüber hingegangen wäre. Von einem Herbste ist in einem solchen Jahre natürlich keine Rede mehr und trostlos steht der Rebbauer da und weiß sich nicht zu helfen.

Der Charakter des „europäisch-sibirischen Waldgebietes" wird durch die gleichmäßige Mittelwärme der ganzen Vegetationszeit bestimmt. Die Vegetationsperiode dauert vom Frühling bis zum Eintritt der Winterkälte. Keine regenlose Periode unterbricht das Wachstum und die Entwickelung der Pflanzenwelt. In der arktischen Flora dauert die Vegetationszeit höchstens drei Monate; in Mitteleuropa können unsere ausdauernden Gewächse mindestens sechs Monate lang ununterbrochen wachsen und sich entwickeln. Alle Lebensfunktionen können sich ungehindert vollziehen. Die reichen, atmosphärischen Niederschläge halten den Boden stets feucht genug, so daß es den Pflanzen, selbst bei dem stärksten Wasserverbrauch gewöhnlich nie an diesem Lebenselement fehlt. Hierin liegt der Unterschied zwischen den Steppenländern des Ostens sowie der südeuropäischen Halbinseln, Griechenland, Italien und Spanien. Trockene, regenlose Sommer bilden in Mitteleuropa die seltene Ausnahme und diesen klimatischen Eigentümlichkeiten hat sich unsere einheimische Pflanzenwelt im Laufe der Jahrtausende angepaßt. In neuerer Zeit hat man versucht, die deutschen Sandsteppen als Ueberreste aus einer früheren Zeit zu deuten, und hat die Behauptung aufgestellt, daß einst ganz Deutschland ein gewaltiges, mit dem russischen und asiatischen Steppengebiet zusammenhängendes Ganze gebildet habe. Wenn man sich aber die Frage vorlegt, was aus Deutschland oder aus ganz Mitteleuropa werden würde, wenn es sich nur auf 200 Jahre selbst überlassen wäre, so wird jeder mit den wirklichen Verhältnissen bekannte Botaniker sagen, daß das ganze Gebiet wieder ein zusammenhängendes Waldland sein würde, wie es ohne Zweifel vor 4000 Jahren der Fall war. Wenn man in unseren deutschen Mittelgebirgen die Ackerfelder, welche unmittelbar an die Wälder grenzen, näher untersucht, so wird man zwischen den Roggen- und Gerstenhalmen stets junge Waldbäume finden, die in dem sorgfältig kultivierten Ackerboden fröhlich keimen und das dem Walde geraubte Gebiet wieder zurückzuerobern versuchen. Der Wind hat die Samenkörner hingetragen und aus der Erde kommen viele Triebe aus den Wurzeln mancher Sträucher hervor, die nur deshalb nicht zur Entwickelung kommen können, weil die fleißige Hand des Menschen das sauer errungene und mit vielem Schweiß gedüngte Kulturland von dieser zähen Invasion reinhält. Nach dem dreißigjährigen Kriege waren ganze Gemarkungen mancher am Walde gelegenen Dörfer mit jungem Walde bewachsen und mußten später wieder urbar gemacht werden. Das Klima Westeuropas ist bekanntlich, besonders soweit der warme Golfstrom seine Wirkung ausüben kann, ein sehr mildes. Manche Gewächse Portugals gehen durch Westfrankreich bis nach Irland hinauf, während sie schon in Süddeutschland dem ersten strengen Winter unfehlbar unterliegen würden. Die bekannte Fuchsia, welche wir in Deutschland nur in Töpfen im Warmhause überwintern können, hält in Irland im Freien aus und auch der immergrüne Rosmarin bedarf keiner menschlichen Pflege. Es ist das milde Seeklima, welches gar manchen Pflanzen gestattet, so weit nach Norden vorzudringen. Im Innern Deutschlands herrscht das Kontinentalklima, welches heiße Sommer und strenge, lange Winter bringt und diesen Verhältnissen hat sich die Flora des „europäisch-sibirischen Waldgebietes" genau angepaßt. Die Bäume und Sträucher werfen beim Eintritt der kühleren Jahreszeit die Blätter ab und können so die starke Belastung durch den Schneedruck leichter ertragen. Die immergrünen Nadelholzarten sind durch den anatomischen Bau ihrer schmalen Blätter vor der Zerstörung durch die totbringende Kälte geschützt und die einjährigen Gewächse bergen ihre Samenkörner in der schützenden Erde und harren des neuen Frühlings. — Ganz anders liegen nun die Verhältnisse in dem großen Florengebiet des Mittelländischen Meeres, d. h. in den Ländern, welche um diesen großen — man darf sagen — Binnensee herumliegen. Wir können hier nicht die Verhältnisse sämtlicher Mittelmeerländer in unsere Betrachtung ziehen. Aus persönlicher Anschauung haben wir in einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Korsika und Italien die dortigen pflanzlichen Verhältnisse kennen gelernt; damit möchten wir nun die Leser näher bekannt machen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Pflanzendecke eines jeden Landes von dem örtlichen Klima abhängt. Wir sprechen in der Pflanzengeographie von Florenreichen. Nun hat man in geistreicher Weise das ganze Mittelmeergebiet das Pflanzenreich De Candolles genannt, weil dieser große Botaniker sich sein ganzes Leben hindurch mit der Erforschung dieses herrlichen Gebietes beschäftigt hat. Wie sich auf der Erde die Völker in Nationen, Staaten und Reiche scheiden, die bestimmte Grenzen besitzen und durch Sitten, Gebräuche, Religionen und Sprache sich streng voneinander unterscheiden, so ist es auch in dem stillen Pflanzenreiche, welches unsere Erde so herrlich schmückt. Das Florenreich des Mittelländischen Meeres beginnt südlich der großen Alpenkette und kommt in unseren großen südeuropäischen Halbinseln zur schönsten Entfaltung. Es ist schon auf den ersten Anblick erkenntlich an seinen Bäumen und Sträuchern mit schmalen, immergrünen und dunkel gefärbten Blättern; eine hervorragende Rolle spielen die schönblühende Cistrosen und die duftenden Labiaten, sowie die große Zahl der strauchartigen Schmetterlingsblütler und die feinblütigen Ericaarten. Die Gräser, welche in Mitteleuropa unsere saftigen Wiesen bilden, treten hier stark zurück. Die Haupteigentümlichkeiten des Mittelmeergebietes liegen nun in der Regenlosigkeit der Sommermonate und in der Milde des kurzen Winters. Besonders durch die regenlose Periode des Sommers wird die Pflanzenwelt der Mittelmeerländer bedingt. Hier findet man das Klima, den Himmelsstrich, welchen wir als den hesperischen preisen und nach welchem wir uns besonders in der trüben Zeit des Winters mit Schmerzen sehnen. Hier sind die Länder mit ewigem Sonnenschein und mit dem herrlichsten blauen Himmel. Die lange, regenlose Zeit vom Mai bis September verleiht dem Klima ein ganz eigenes Gepräge, das sich gerade in der Pflanzenwelt am deutlichsten spiegelt, da ja diese von dem Reichtum der Bewässerung vollkommen abhängt. Die Stadt Mannheim hat nach unseren zehnjährigen Aufzeichnungen im Durchschnitt in den drei Sommermonaten 38 Regentage, während Rom in der gleichen Zeit nur 7 aufweist. Südlich von Rom gibt es Orte, die noch weit geringere Zahlen zeigen und diesem Umstande hat sich die Pflanzenwelt in wunderbarer Weise im Laufe der Jahrtausende angepaßt. Alle Gewächse, welche eine so lange Trockenperiode nicht ertragen konnten, sind mit der Zeit im Kampf ums Dasein unterlegen und völlig verschwunden. Gelangt eine solche Pflanze einmal zufällig in diese Gegend, so kann sie, wenn die Bodenverhältnisse günstig sind, wenn einmal ein Sommer eintritt, der etwas mehr Regen bringt, ein bis zwei Jahre kümmerlich vegetieren. Wenn es eine Pflanze mit aufrechtem Wuchs ist, so legt sie sich hier dicht auf den heißen Boden. Alle oberirdischen Triebe werden verkürzt, die Blätter werden kleiner. Kurz, es entsteht eine sogenannte Krüppel- oder Hungerform und es bedarf schon großer Erfahrung, wenn man eine solche Pflanze richtig bestimmen soll. Ein unerfahrener Botaniker ist leicht geneigt, eine neue Form zu erkennen, so sehr hat sich der ganze Habitus verändert. Die lange, fast regenlose Sommerzeit gerade in den heißesten Monaten hat die Pflanzen zu einer Oekonomie gezwungen, die von derjenigen unserer saftigen, frisch grünen Gewächsen sehr abweicht und die sich schon in der so häufigen Behaarung der Blätter und des Stengels klar ausspricht. Aber auch auf die Entwickelung des Wurzelwerks hat die Wasserarmut einen großen Einfluß ausgeübt. Wenn man in der trockenen Strandzone eine ganz kleine Pflanze aus der Erde zieht, so ist man erstaunt über die Länge der Hauptwurzel. Bei Malcolmia parviflora, einer zierlichen Cruzifere, übertrifft das starke Wurzelwerk die oberirdischen Pflanzenteile um das sechsfache an Länge. Wir haben Exemplare ausgegraben, deren Stengel nur 3 Zentimeter Länge besaß, während die Hauptwurzel 18 Zentimeter tief bis in die feuchtere Sandzone eingedrungen war. Der Meerschneckenklee, Medicago marina, liegt mit seinen kurzen Stengeln dicht auf dem Boden; die verholzte Pfahlwurzel wird so dick, wie ein Finger und dringt bis 50 Zentimeter tief in die Erde ein. Die schönblütige Strandwinde, Convolvulus soldanella, kriecht mit meterlangem, unterirdischem Stamm in dem Sand dahin; nur einige oberirdische Triebe verraten ihr Dasein und so vermögen diese Gewächse selbst in dem glühend heißen Sande der Austrocknung siegreich zu widerstehen und sobald die ersten Frühjahrs- oder Herbstregen gefallen sind, sproßt es aus der scheinbar toten Erde in wunderbarer Kraft hervor und in wenigen Tagen ist das Vegetationsbild total verändert. Wer zum erstenmal in das Gebiet der Mittelmeerflora kommt, dem fällt auch sofort die große Zahl der Zwiebel- und Knollengewächse auf. Die seltensten Orchideen haben hier ihr Massenzentrum erreicht und schmücken die blumigen Auen in unbeschreiblicher Pracht und dazu kommen die vielen Arten der Liliengewächse und unter diesen befinden sich die stattlichen Asphodelusarten, die ganzen Bergabhängen einen eigentümlichen Charakter verleihen. Ganz in der Nähe von Bastia, auf der Insel Korsika, blüht anfangs Mai das große, langblättrige Pancratium. Aus der Mitte der breiten, 50 Zentimeter langen Blätter, bricht ein fingerdicker, langer Blütenschaft hervor, der an seiner Spitze eine Dolde von schneeweißen, großen Lilienblüten trägt. Man ist ganz erstaunt über diese so ungemein üppig entwickelte Felsenpflanze und glaubt einen Gartenflüchtling vor sich zu haben und doch ist es eine echte, wild wachsende Pflanze, die über die ganze

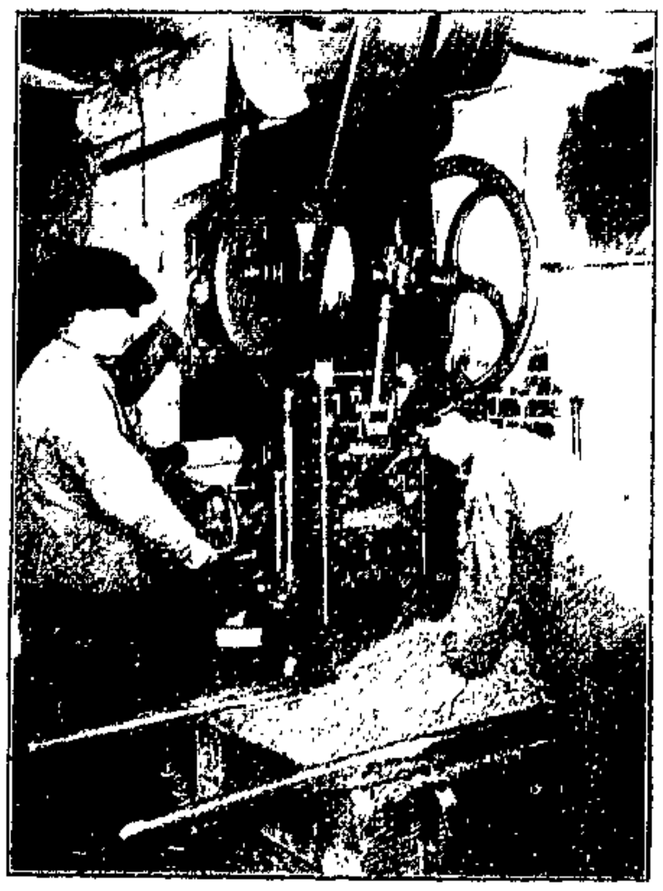
Insel verbreitet ist. Nun haben aber die Pflanzen der südeuropäischen Flora nicht nur ihre Organe an die gegebenen klimatischen Verhältnisse angepaßt; die ganze Lebenstätigkeit hat sich auf die Zeit beschränkt, in welcher dieselbe möglich ist. Die Pflanzen ruhen nicht nur in den eigentlichen Wintermonaten von jeder vegetativen Entwickelung; auch in den heißen Sommermonaten halten sie Ruhe. Ihre Hauptentwickelung von Blättern, Blüten- und Samenbildung konzentriert sich auf den kurzen Frühling, in welchem noch genug Niederschläge erfolgen, so daß die erforderliche Wassermenge vorhanden ist. In der vorhergegangenen Vegetationszeit haben die Gewächse in den Zwiebeln, Knollen oder in den unterirdischen Niederblattsprossen eine möglichst große Menge von Vorratsstoffen und Säften angesammelt. Mit diesen Baustoffen werden nun die oberirdischen Organe in ganz kurzer Zeit zur Entwickelung gebracht. Wir hatten bei Bastia die Gegend nach Pflanzen abgesucht, ohne gerade besonders viele Arten zu finden. Da trat eine Regenperiode von drei Tagen ein, während welcher Zeit wir uns in unserem Hotel mit Erledigung schriftlicher Arbeiten beschäftigten. Am vierten Tage kamen wir wieder in dieselbe Gegend und nun war eine Flora aus dem Zauberschlaf erwacht, daß wir den großen Reichtum gar nicht bewältigen konnten. Sehr rasch geht die Blütezeit vorüber; die Gewächse beeilen sich fast mit einer gewissen Aengstlichkeit, die wenigen, günstigen Tage auszunützen, um keimfähige Samen zu erzeugen. Ist dies geschehen, so sterben alle oberirdischen Teile rasch ab und wer etwa im Juni an diese Stelle kommt, der glaubt nicht, daß hier noch vor kurzer Zeit ein so wunderbar schönes Pflanzenbild zu sehen war, und daß die Schätze des reichgefüllten Herbariums hier gesammelt wurden. Dringt man in den Buschwald ein, so findet man fast ausschließlich Sträucher mit immergrünen Blättern. Diese Gewächse haben keine Zeit, um bei Beginn der Vegetationsperiode erst noch Blätter hervorzubringen. Die Hauptaufgabe ist die Erzeugung von Blüten und Samen. Die Pflanze kann also ihre ganze Lebensenergie diesen wichtigen Organen zuwenden und erst wenn die Samen ausgereift sind, bilden sich auch wieder neue Blätter. Aus diesem Grunde geht das Aufblühen so rasch vor sich. Eine einzige Nacht genügt, um ganze Bergabhänge in der herrlichsten Blütensinfonie aufleben zu lassen, und nun öffnen sich Tausende und Abertausende von Blütenkelchen in den wunderbarsten und reinsten Farben, von welchen man in unserer prosaischen, deutschen Flora keine Vorstellung hat. Wenn man die immergrünen Blätter der südeuropäischen Bäume und Sträucher näher untersucht, so zeigt der ganze anatomische Bau, daß sie von einer ganz anderen Beschaffenheit sind, als unsere abfallenden, schnell vergänglichen Blattgebilde. Sie sind hart, wie aus Blech geschnitzt und wie poliert. Fällt das Licht auf eine solche Waldung, so werden die Strahlen stark reflektiert und bei dem dichten Wuchse entsteht eine geschlossene, blendende Fläche, welche den Augen Schmerzen bereitet.

Das Lager der Baumstämme, die zur Schneidemaschine gerollt werden.



Das Abschälen der Holzstreifen, die zu Hölzchen zerschnitten werden.

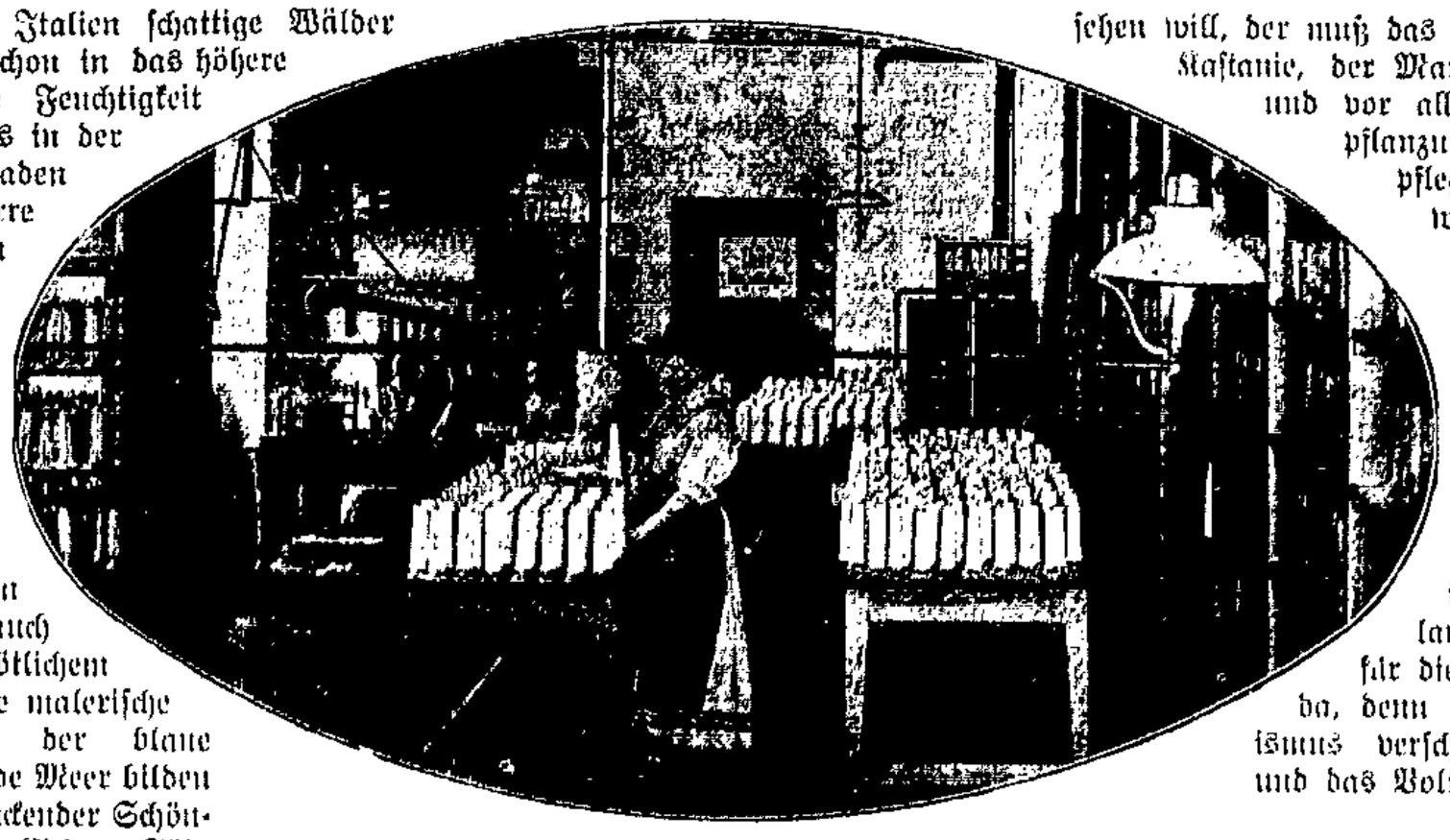
Die Neubildung dieser immergrünen Blätter geht nun in kurzer Zeit vor sich und dann steht auch diese Lebenstätigkeit wieder still; in Deutschland haben wir Bäume, die den ganzen Sommer hindurch neue Blätter erzeugen und die das Wachstum der Zweige erst einstellen, wenn die Temperatur unter Null gesunken ist. Die Oberhaut der immergrünen Blätter ist sehr fest und im Innern ist ein sehr stoffreiches Zellgewebe, wie man es unter jedem Mikroskop leicht feststellen kann. Daher können sie auch in den glühend heißen Sommermonaten so leicht der trockenen Luft und dem Staube widerstehen. Der Rosmarin, der Oelbaum, die Myrte, der Oleander und die Eiche sind typische Beispiele dieser Bildung. Manche Gewächse haben aber eine noch bessere Anpassung an das exklusive Klima erlangt: sie werfen bei Beginn der heißen und regenlosen Periode die Blätter einfach ab, gerade wie es unsere Laubbäume und Sträucher beim Eintritt des Winters tun. Hierher gehört die stattliche Wolfsmilch (Euphorbia dendroides), und nun stehen sie entblättert da und warten auf die Regenzeit, bis sie wieder in dem Schmuck des Blattkleides prangen. Die krautartigen, ausdauernden und die sogenannten einjährigen Pflanzen erblühen schon im ersten Frühling; ja manche eröffnen den Blütenreigen bereits im Februar; in einer Zeit, in welcher bei uns fast alles äußere Pflanzenleben durch Frost und Schnee gebannt ist. Auch die Gräser haben mit wenig Ausnahmen ihren Lebenslauf schon im Mai abgeschlossen; ganz verdorrt und rot verbrannt liegt die endlose, wellenförmige Campagna bei Rom da und bietet einen unerfreulichen Anblick. Die Heuernte hat schon im Mai stattgefunden, in einer Zeit, in der unsere saftigen Bergmatten der Gebirge in vollem Flor dastehen. In den tieferen Bergregionen und an den wilden Felsgestaden des Meeres findet man keine schattigen Wälder, wie in Mitteleuropa. Die Bäume stehen meist vereinzelt da, oft in großen Abständen und fast überall tritt das nackte Felsgerippe hervor. Nicht einmal die genügsamen Flechten haben sich angesiedelt. Träge, schwarze Schlangen und große, grüne Eidechsen sonnen sich hier in ungestörter Ruhe und in den schwachrinnenden Bächen bewegt sich die langsame, schwerfällige Schildkröte. Wenn



Maschinenmäßiges Schneiden der Hölzchen.

Eintauchen der Streichhölzer im Sebold-Rahmen (Zündmasse zur Herstellung der Köpfchen).

man in Korsika oder in Italien schattige Wälder sehen will, so muß man schon in das höhere Gebirge steigen, wo die Feuchtigkeit der Luft viel größer ist als in der Tiefe. An den Felsgestaden des Meeres ist die Dürre des Klimas am stärksten ausgedrückt. Die Schönheit der Flora zeigt sich in der gedrungenen, plastischen Ausbildung der einzelnen Individuen, und hier steht die starre, schwarze Cypresse an erster Stelle. Die Pinie bringt schon einen seltsamen Ton in das Gewebe und auch ihr Stamm schimmert in rötlichem Glanze. Sehr schön ist die malerische Gruppierung: Felsblöcke, der blaue Himmel und das schäumende Meer bilden Landschaftsbilder von entzückender Schönheit. Die immergrünen Eichen Südeuropas haben merkwürdig kleine Blätter von sehr dunkler Farbe, und bei gewisser Beleuchtung sehen solche Wäldchen ganz schwarz aus. Der Oelbaum wirkt hauptsächlich durch seine krummen, gedrehten Stämme und durch das silberhelle, melancholische Grau seiner starren Blätter. Die edle Pinie bildet nur bei Ravenna einen großen, ausgedehnten Wald. In der Nähe von Pisa sind weite Strecken mit einem kalifornischen Nadelholzbaum bepflanzt worden; da sein Habitus mit der Pinie ziemlich übereinstimmt, so begrüßen hier die Reisenden diese schönen Wälder als Pinienpflanzungen. Das ist ja der große Vorzug des Mittelmeerklimas, daß sich die schönsten Gewächse aller Zonen so leicht akklimatisieren lassen und in ihrer neuen Heimat oft noch zur üppigeren Entfaltung kommen, als in ihren Ursprungsländern. So ist das ganze Pflanzenkleid der sonnigen Halbinsel Italien mit der Zeit ein ganz internationales geworden und noch jedes Jahr bringt neue Einwanderer, die das Bild immer farbenreicher und interessanter machen. Nach den neuesten Forschungen soll nicht einmal der Oelbaum in Italien ursprünglich vorhanden gewesen sein. Aus dem wärmeren Asien, das uns ja so viele Kulturgewächse gespendet, hat er sich nach Griechenland verbreitet und erst von dort aus gelangte dieser Baum durch den regen Handelsverkehr endlich nach Italien, wo er sein Areal von Jahr zu Jahr weiter ausdehnt. Der Charakter dieser Pflanzenzone liegt in der individuellen Sonderung und in dem harten, immergrünen Laubwerk. Nur die niedrigen Sträucher bilden in der Ebene und in der tieferen Gebirgslage geschlossene, zusammenhängende Buschwälder, die sogenannten Macchien. Die schönblühenden Ciftuswälder, die vielen Ginsterarten, der stattliche Erdbeerbaum, die zierlichen Heiden und die Juniperusarten stehen in herrlicher Entwickelung da und erfreuen den Naturforscher durch die schönen Blattformen und durch den tiefen Schatten. Der Reichtum an neuen Formen ist ein überwältigender und der Pflanzensammler kann diese Menge kaum bewältigen. Die ganze Landschaft nimmt einen vornehmen Charakter an; man hat während der Blütezeit beständig das Gefühl, als befände man sich in einem Parke, so grünt und blüht es an allen Enden. Wer das helle, frische Grün unserer deutschen Flora in Italien sehen will, der muß das Kulturland aufsuchen. Die Kastanie, der Maulbeerbaum, die Maisfelder und vor allem die herrlichen Rebenpflanzungen mit ihren gut gepflegten Kulturen zeigen uns, was das italienische Klima hervorzubringen vermag, wenn es nicht an Wasser fehlt. Wenn es gelänge, vermittelst großer Wasserleitungen gut funktionierende Bewässerung einzuführen, so könnte ein großer Teil Italiens, der heute wertlos geworden ist, in das fruchtbarste Ackerland verwandelt werden. Allein für diese Kulturzwecke ist kein Geld da, denn der kulturfeindliche Militarismus verschlingt ungeheure Summen und das Volk wird immer ärmer.



Das Imprägnieren der Glühstrümpfe.

Das Formen des Glühkörpers.

Glühstrumpffabrikation: Annähen der Tüllstreifen.

Kevelaer.

Von August Erdmann.

Ich hatte fünf Tage der Düsseldorfer Katholikenversammlung beigewohnt, hatte all den frommen Reden mit gebührender Andacht gelauscht, hatte einen päpstlichen und mehrere bischöfliche Segen erhalten. Was wunder, daß mir fromm, sehr fromm zumute war, als am fünften Tage die Versammlung lobsingend auseinanderging; so fromm, daß ich beim Verlassen der Festhalle unwillkürlich nach meinem Haupte fuhr, um mich zu vergewissern, ob mir in der tropisch frommen Luft nicht ein kleiner Heiligenschein gewachsen sei. Warum nicht? Ich hatte aus den Verhandlungen des Lourdes-Vereins, der seine Versammlung mit dem Katholikentage hielt, soviel Wunderbares vernommen, daß es mich ein kleines dünkte, wenn dem Haupte eines Ketzers ein Heiligenschein entsprossen wäre, zumal ich nach der fünftägigen Geistestortur der Gnade des Himmels nicht ganz unwürdig zu sein schien. Die Wundermären, die ich auf dem Katholikentage über Lourdes vernahm, brachten mich in Gedanken nach Kevelaer, dem Wunderorte, von dem nicht minder merkwürdige Dinge berichtet werden, und der nicht minder hohes Ansehen im Reiche der gläubigen Christenheit genießt als das Städtchen in den französischen Pyrenäen. Heinrich Heine hat die „Wallfahrt nach Kevelaer" besungen; er schildert in seinem Gedicht ein Erlebnis, das sich in seinen Worten fast selber wie ein Gedicht liest: „Als ich ein kleiner Knabe war und im Franziskanerkloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt und dort zuerst Buchstabieren und Stillesitzen lernte, saß ich oft neben einem anderen Knaben, der mir immer erzählte, wie seine Mutter ihn nach Kevelaer einstmals mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert habe und wie sein eigener schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder zusammen in der obersten Klasse des Gymnasiums, und als wir im Philosophenkollegium bei Rektor Schallmeyer nebeneinander zu sitzen kamen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakelerzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: Jetzt würde er der Mutter Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laboriert und

endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtnis. Im Jahre 1819, als ich in Bonn studierte und einmal in der Gegend von Godesberg am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevelaer-Lieder, wovon das vorzüglichste den langgedehnten Refrain hat: „Gelobt seist du, Maria." Und als die Prozession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Diese führte ihn. Er aber sah blaß und krank aus."

Um die fromme Woche fromm zu schließen, beschloß ich, die Gunst des Ortes und der Zeit — Kevelaer liegt wenige Bahnstunden von Düsseldorf, und der Wallfahrtsbetrieb war in diesen Tagen auf der Höhe — auszunutzen und dem berühmten Gnadenort einen Besuch abzustatten. In Neuß erreicht man den Zug Köln-Krefeld-Holland, der nach knapp zwei Stunden seine Fahrgäste in Kevelaer absetzt. In den Monaten August und September legt die Eisenbahnverwaltung ständige Pilgerzüge ein, und fromme Bruderschaften veranstalten dann auch für ihre Wallfahrten Sonderzüge, die einen erklecklichen Aufwand an dekorativem Material, Fahnen und anderem heiligen Gerät mit sich führen. Aber auch in den regelmäßigen Zügen geht es um diese Zeit fromm her; man sieht rosenkranzklappernde und lippenbewegende Leute an allen Ecken. Das mag manchen keine allzu angenehme Reiseunterhaltung dünken, aber sie hat das Gute, langsam und sicher auf das weitere vorzubereiten.

Die Gegend am Niederrhein ist landeinwärts im allgemeinen nicht übermäßig anheimelnd; hier und da läßt sich aus der flachen Landschaft ein angenehmes Bildchen: eine Windmühle, eine Baumgruppe, ein Dörfchen im Grünen, herausschneiden, im allgemeinen aber ist es reizlos und langweilig, und die Gegend wird um so nichtssagender, je mehr man sich Kevelaer nähert. Dafür wird sie allerdings um so frommer, um so zentrumstreuer.

Im Jahre 1642, wo die Geschichte Kevelaers als Wallfahrtsort anhebt, war es ein unbedeutendes und unbeachtetes Pfarrdorf, das zum Bistum Roermond gehörte. Die Historie meldet nichts von ihm. In den Kriegsläuften der damaligen Zeit spielt es nur eine passive Rolle. An der Westseite von Kevelaer tut ein steinernes Kreuz ein Ereignis aus dem dreißigjährigen Kriege kund:

„Anno 1635 den eersten Augustus alzo deesen dato verklaert, zijn hier op deze Schanz bie 100 Menschen vermoort.

Bidt voor de Ziele op dat God haer
in de eeuwigheid genadig zijn wil."

Die Uebeltäter, die dem künftigen Gnadenorte diese Schmach antaten und „bie 100 Menschen vermoorten", das heißt, ermordeten, waren Kroaten, Soldaten aus dem Heere Sr. apostolischen Majestät, des deutschen Kaisers. Das wäre wahrscheinlich das einzige aufregende Ereignis in der Geschichte Kevelaers geblieben, und seine guten Bewohner würden sich wie die Nachbarn ringsum begnügt haben, treue Zentrumswähler zu sein und im übrigen den landesüblichen Kappes zu bauen, aber es war von der Vorsehung anders bestimmt. „Der Allgütige — so heißt es in einer Schrift des Kevelaerer Pfarrers aus dem Jahre 1842 —, der das zerknickte Rohr nicht zerbricht, sondern vielmehr die Gebeugten aufrichtet, sah, die Seufzer vernehmend, mit besonderem Wohlgefallen auf Kevelaer herab. Sechs Jahr nach dem genannten Blutbade auf der Schanz ereignete sich etwas ganz Erfreuliches; es ward der Ratschluß des Herrn kund, daß Kevelaer vorzugsweise ausersehen sei zu einem Gnadenorte, einem Orte, wo der göttliche Erlöser den Menschen bei der Verehrung seiner gebenedeiten Mutter, durch die Fürsprache derselben, die Fülle seiner Gnaden ganz besonders spenden wollte."

Und das geschah also: Ein armer Bürgersmann aus Geldern, namens Heinrich Buschmann, der sich und seine Frau durch einen kleinen Handel schlecht und recht ernährte, dabei fromm und tugendhaft lebte, kam im Jahre 1642 um die Weihnachtszeit von Geschäften heim über die Kevelaersche Heide, wo damals ein sogenanntes Hagelkreuz stand. Hier betete der fromme Handelsmann recht innig, und nach beendigtem Gebet hörte er, ohne daß jemand in der Nähe war, eine Stimme, die ihm zurief: „Hier sollst Du mir ein Heiligenhäuschen bauen." Nach Verlauf von einigen Tagen geschah ihm an dieser Stelle dasselbe zum zweiten, und wenige Tage darauf zum dritten Male. Damit war jeder Zweifel an der Wirklichkeit des göttlichen Rufes geschwunden, und Buschmann beschloß, von seinem kleinen Verdienste täglich eine geringe Summe zurückzulegen, um dem überirdischen Befehle nachkommen zu können. Nun war aber nicht nur Buschmann ein frommer Mann, sondern auch seine Ehehälfte war eine nicht minder fromme Frau, die es ebenfalls mit himmlischen Erscheinungen zu tun hatte. Der Winter verging; der fromme Handelsmann sparte eifrig für sein Heiligenhäuschen. Da sah, als der Frühling ins Land gekommen war, eines Nachts, während ganz Geldern schlief, Frau Buschmann ihr Zimmer in überirdischem Lichte erstrahlen und mitten drin aus dem himmlischen Glanze strahlte ihr ein Heiligenhäuschen mit einem Muttergottesbilde entgegen, wie sie einige Tage vorher eins in den Händen zweier hessischen Soldaten bemerkt hatte. Mit diesem Bilde hatte es folgende Bewandtnis:

In Luxemburg hatte im Jahre 1626 ein frommer Jesuitenpater, namens Jakob Brocquart, der auf sein Gebet von der Pest geheilt worden war, der Jungfrau Maria eine Kapelle errichtet. Während des Baues entdeckten gute Einwohner der Stadt in einem hohlen Baume eine Statue der Jungfrau mit dem Jesuskinde. Alles eilte hinaus, und niemand war sich darüber im Zweifel, daß hier ein Wink des Himmels gegeben und daß die Statue für die Kapelle des frommen Paters bestimmt sei. Sie wurde dorthin geschafft; die Kunde von dem Wundergeschenk durcheilte die Lande; Pilger aus Deutschland, Holland und Belgien strömten zur Verehrung des Gottesbildes herbei, und es geschahen viele Heilungen und Gebetserhörungen. Selbst auf Abbildungen des Muttergottesbildes ging die Wunderkraft über; solche wurden in Namur, Lüttich, Cambray usw. ausgestellt und erlangten großen Ruf. Zu größtem Ansehen aber gelangte das Bild, das durch die Eheleute Buschmann nach Kevelaer kam. Es war eine Abbildung der Luxemburger Madonna, auf einen kleinen Fetzen Papier gedruckt, was Frau Buschmann in den Händen der beiden hessischen Soldaten gesehen hatte. Die Soldaten boten ihr das Bildchen für einen Blaumüser (1½ Sgr.) an, was jedoch der Frau zu teuer war, weshalb sie von dem Kauf abstand. Nach der nächtlichen Erscheinung aber wandte sie alles auf, um des Bildchens habhaft zu werden; es gelang ihr, den jetzigen Besitzer, einen in Kempen gefangen gehaltenen Leutnant, zu ermitteln und ihn zur Herausgabe des Bildchens zu bewegen. Sie brachte es ihrem Manne, der das Papierchen auf eine Holztafel heften ließ und so in dem Heiligenhäuschen, das unterdes fertig geworden war, aufstellte. Das war am 1. Juni 1642; am selben Tage noch strömten aus Geldern viele Gläubige nach Kevelaer, und es geschahen mehrere Wunder.

In Wirklichkeit ist die Sache, wie die Ueberlieferung sie berichtet, noch viel verwickelter vor sich gegangen, als ich sie, um den Leser nicht allzusehr zu ermüden, hier wiedergebe. Kevelaer hatte jedenfalls sein wundertätiges Gnadenbild, zu dem eine von Jahr zu Jahr zunehmende Menge von Pilgern aus Holland, Belgien und Deutschland strömte, die dort in den Nöten ihrer Seele und den Gebresten ihres Leibes Trost und Hilfe suchten. Die Wunder, die dort geschahen, sind von der kirchlichen Behörde untersucht und als solche verkündet worden. Die Synode von Venlo im Jahre 1647 hat den frommen Handelsmann Heinrich Buschmann und sein Weib endlich über die Erscheinungen und weiteren Vorgänge vernommen und acht Genesungen, die in den Jahren 1642—1645 geschehen sind, für Wunder erklärt. Für die Zeit von 1645—1667 hat der Generalvikar der Diözese Roermond 14 Genesungen als Wunder erklärt; in den Jahren 1667—1696 waren es 12; von 1697—1792, also in einem Jahrhundert, wurden neun Wunder von der kirchlichen Behörde anerkannt.

Ob die Wunder- und Heilskraft des Muttergottesbildes nachgelassen hat oder ob die Kirchenbehörde den Ruf Kevelaers als Gnadenort für fest genug und deshalb die Nachforschung der geschehenen Wunder für überflüssig hält — ich weiß es nicht. Oeffentlich werden in letzter Zeit die Wunder nicht mehr bekanntgegeben, aber unter dem gläubigen Volke am Rhein gehen die Berichte nach wie vor um, und daß der Ruf Kevelaers nicht gelitten, sondern im Gegenteil auch im Zeitalter der Aufklärung zugenommen hat, dafür zeugt die wachsende Zahl der Pilgerzüge, der Wallfahrten und Einzelbesuche.

Einmal allerdings schien's mit der Herrlichkeit Kevelaers aus zu sein — als die Franzosen nach der großen Revolution die Rheinlande besetzten. Die Wallfahrten wurden aufgehoben, die Priester flüchteten mit ihren Schätzen, der Grundbesitz des reichen Klosters sollte verkauft werden. Aber Napoleon hatte, als er Kaiser geworden war, ein Einsehen; die drohende Gefahr wurde abgewendet, die Wallfahrten blühten von neuem auf, und wenn die Kriege auch zunächst noch manche Stockung brachten, so trat mit dem Frieden, der Kevelaer wieder unter preußische Herrschaft führte, der alte lebhafte Verkehr von neuem ein, um sich von da immer großartiger zu gestalten. Die Hohenzollern erwiesen sich allezeit als wohlwollende Gönner des Gnadenortes. Friedrich Wilhelm I. hat Kevelaer zweimal besucht, das erstemal 1714, wo er eine große Kerze stiftete, das zweitemal 1725, wo er ein Dutzend Rosenkränze und einige Gebetbücher kaufte. Friedrich Wilhelm IV. war ebenfalls zweimal in Kevelaer, 1833 als Kronprinz, 1845 als König. Der Monarch verwandte sich sogar bei Belgien und Holland um Aufhebung der von diesen Ländern für die Kevelaerer Wallfahrten verfügten Paßkontrolle. „Leute, die hierher kommen, sind nicht gefährlich" — meinte er bei dieser Gelegenheit. Der rheinische Adel, die Hoensbroech, Loe usw., zeigten sich durch reiche Schenkungen und Stiftungen dem Gnadenorte gewogen, und auch aus Fürsten- und Adelshäusern außerhalb der Rheinprovinz fehlte es nicht an Gunstbezeugungen aller Art.

Frommer Sinn ist bekanntlich den edlen Trägern blauen Blutes von jeher zu eigen gewesen.

Ehemals ein Haufen elender Bauernhäuser, dann lange Zeit ein unansehnliches Dorf, ist Kevelaer heute ein blühender Ort von 7000 Einwohnern von durchaus städtischer Art. „Wo vor 250 Jahren noch ödes Heideland war, wo nur ein kleines, unscheinbares Heiligenhäuschen stand, da erheben sich jetzt herrliche Tempel und Häuser und verkünden laut das Lob der allerseligsten Jungfrau. Das kleine Gnadenbild hat durch den göttlichen Willen mehr gewirkt als alle Kunstwerke der Welt. Das ist der Finger Gottes" — schreibt Bischof Korum von Trier anläßlich der Kevelaerer Jubelfeier im Jahre 1892.

(Schluß folgt.)

Am Galgen vorbei.

Erinnerungen einer Mutter. Von S. A. Sawinkowa.

Jetzt, da wir mit jedem Morgengrauen die Kunde von neuen Opfern der Todesurteile erhalten, da diese schrecklichen Racheakte aufgehört haben, unsere bereits abgestumpften Nerven zu entsetzen — will ich versuchen, jene Gefühle zu schildern, welche die unglücklichen Angehörigen jener Opfer erleben müssen. Die Hingerichteten leiden nicht mehr; sie schlafen still in ihren schnell hergerichteten Gräbern, die von keinen Grabsteinen geziert werden.

Wie ergeht es aber ihren Angehörigen, wie leben sie, was empfinden sie? Alle die, für welche es kein Vergessen gibt, deren Wunden nicht aufhören zu bluten, deren Herzen nie mehr ruhig schlagen werden? . . .

Mir fällt es schwer, über meine Gefühle zu schreiben. Mich zwingt jedoch das Bewußtsein, daß, wenn wir in den Zeitungen die Namen der an allen Ecken unseres russischen Vaterlandes Hingerichteten gleichgültig durchlesen, wir gar nicht daran denken, daß hinter jedem solchen Namen im selben Augenblick ein Herz irgend eines Angehörigen unruhig schlägt und leidet, das Herz einer Mutter, eines Vaters, Bruders oder das einer Schwester . . . Ein derartiges Leid ist das tiefste von allen. Ich habe es selbst erlebt. . . .

*

„Reisen Sie sofort per Eilzug Sebastopol Ihr Sohn will Sie sehen — Verteidiger Iwanow." Ein Telegramm dieses Inhalts erhielt ich am 16. Mai. Wie eine heiße Welle strömte mir das Blut zu Kopfe und von da wieder zum Herzen zurück. Das kleine weiße Papierchen, das mir die Kunde eines neuen großen Kummers brachte, nicht aus der Hand lassend, las ich es wiederholt und schließlich zum zehnten Male — nur um Zeit zu gewinnen, um das Geschehene einigermaßen fassen zu können.

Bis zu jenem Tage wußte ich nicht genau, wo mein Sohn sei. Um der Verschickung nach Jakutsk zu entgehen, war er gezwungen gewesen, die Heimat zu verlassen, und meiner Annahme nach mußte er sich zurzeit im Auslande befinden.

Erst vor zwei Tagen hatten Telegramme in den Zeitungen die Nachricht gebracht von einem Mordanschlag in Sebastopol, der während einer Parade gegen den General Nepljujew, den Festungskommandanten, verübt worden; eine Explosion hatte stattgefunden; es gab Opfer und Verhaftungen wurden vorgenommen. Unter den Namen der Verhafteten war der Name meines Sohnes nicht genannt. Aber das Wort „Verteidiger" ließ das schlimmste vermuten, und ich mußte wohl oder übel das Telegramm mit dem Sebastopoler Ereignis in Verbindung bringen. Wie die Zeitungen berichteten, hatte General Kaulbars den Befehl erteilt, die Verhafteten dem Kriegsgericht zu unterstellen. Augenscheinlich befand sich auch mein Sohn unter den Verhafteten, da der Verteidiger Iwanow meine Anwesenheit so eiligst verlangte. Ich ließ mich in keine weiteren unnützen Erwägungen ein, da mir eins klar war — ich muß unverzüglich abreisen.

Von dem Augenblick an, wo ich das Telegramm gelesen hatte, war ich schon in Gedanken bei meinem teuren Sohne. Aber der Abendzug war fort, ich mußte den Morgenzug abwarten.

Die Nacht, welche ich bis dahin schlaflos verbrachte, wird nie aus meinem Gedächtnis verschwinden!

Am 17. Mai, morgens, reiste ich ab. . . .

Wollte man mich fragen, wie ich reiste, ob jemand bei mir war, wer von meinen Verwandten und Freunden mich zur Bahn gebracht, worüber man sich unterhielt, wie der Waggon aussah — ich wüßte keine Antwort auf all diese Fragen zu geben. Mir ist alles gänzlich entfallen. Zugleich aber erinnere ich mich deutlich jenes Gedankenwirrwarrs, jener Halluzinationen, welche sich meiner bemächtigten, sobald sich der Zug in Bewegung setzte.

Mein Sohn verlangt mich! . . . Mein Sohn, den ich nährte und pflegte, an dessen Wiege ich lange Nächte verbrachte und dem ich Lieder sang . . . Und mir schien, als ob ich mich über seine Wiege neigte und er mir seine Händchen entgegenstreckte . . . Die Erinnerung an das Telegramm schoß durch mein Gehirn: der Verteidiger Iwanow, Sebastopol, die Bomben, die Explosion, das Kriegsgericht da, hinter der Wiege erheben sich plötzlich zwei lange Stangen, auch die Querstange wird sichtbar statt der vorgestreckten Händchen und der Hals — der Hals meines Sohnes! . . . Ich fühlte, daß die Haare auf meinem Kopfe sich bewegten. . . .

Vergebens gab ich mir Mühe, mich von dem schrecklichen Alpdruck zu befreien; vergebens nahm ich mir vor, die Gedanken in die ferne Vergangenheit zurückzuführen, um die entsetzliche Gegenwart zu vergessen — die furchtbaren Visionen verließen mich nicht.

„Du bist nicht allein, du bist nicht die einzige!" flüsterte ich mir selbst zu! „da ist die Mutter der Spiridonowa! die Mutter des Balmaschaw! und die Mutter des Kalajew! . . Solcher unglücklichen Mütter wie du, gibt es viele. Hunderte, Tausende solcher Mütter sind da! Man darf den Mut nicht verlieren! Man muß diesem Schrecken mit Würde entgegengehen!" . . .

Ach, ich konnte nicht aufhören, Mutter zu sein, und deshalb konnte ich nicht aufhören zu leiden! . . .

„Moskau naht!" rief der Schaffner, und die Umstände zwangen mich, mich wenigstens einigermaßen zu fassen. Auf dem Bahnsteige in Moskau erwartete mich der Rechtsanwalt Wladimir Anatoljewitsch Schdanow; es war ihm aus Petersburg telegraphiert worden.

Er trat in mein Coupé: „Was für Nachrichten?"

Schweigend reichte ich ihm das Telegramm. Er las es aufmerksam durch, und sein klares, gutmütiges Gesicht verfinsterte sich.

„J — ja!" sagte er verlegen. Ich schaute ihm aufmerksam ins Gesicht.

„Sagen Sie mir die Wahrheit!"

„Dienstmann, bringe meinen Koffer hierher . . . Ich reise mit Ihnen!" sagte er gedämpft.

Wir saßen lange schweigend . . . „Sagen Sie mir die ganze Wahrheit!" flehte ich, „alles!"

„Die Explosion hat am vierzehnten stattgefunden," begann langsam Herr Schdanow. Aus den Zeitungen ist zu entnehmen, daß Generalgouverneur Kaulbars aus Odessa telegraphisch den Befehl erteilte, die Sache dem Kriegsgericht zu überweisen und die Untersuchung zu beschleunigen. Dem Gesetz entsprechend wird in solchen Fällen ein Verteidiger zum Angeklagten erst dann zugelassen, nachdem ihm die Anklageschrift überreicht worden ist. Die Unterzeichnung des Telegramms ist klar: „Verteidiger Iwanow". Folglich war bereits der Verteidiger beim Angeklagten, und die Anklageschrift ist diesem bereits überreicht worden. Die Gerichtsverhandlung findet vierundzwanzig Stunden nach der Ueberreichung der Anklageschrift statt, die Vollstreckung des Urteils 24 Stunden nach der Proklamierung des Urteils. Vom Moment der Ueberreichung der Anklageschrift bis zur Vollstreckung des Urteils verstreicht daher eine Frist von mindestens 48 Stunden. Die Verhaftung fand am 14. statt, heute ist der 17., und in Sebastopol können wir vor dem 19. — nicht eintreffen" . . Er schwieg.

Ich schaute ihm direkt in die Augen. „Wir werden also meinen Sohn nicht mehr am Leben antreffen?"

Herr Schdanow zuckte verlegen die Achseln.

„Alles ist möglich," flüsterte er unwillig.

Ich fragte nicht weiter.

„Lassen Sie mich allein," bat ich.

Er erhob sich, wollte etwas sagen, machte eine Handbewegung und ging hinaus.

Ich verbrachte die ganze Nacht allein. . . .

Am 18. früh morgens, an irgendeiner Station, öffnete ich das Fenster, um meine brennende Stirn etwas zu kühlen. Auf dem Perron, meinem Fenster gegenüber, standen zwei Reisende. Durch das Geräusch, welches das Oeffnen des Fensters verursachte, aufmerksam gemacht, wandten sich die beiden Reisenden mir zu und ich erkannte in einem von ihnen den früheren Vizestaatsanwalt des Gerichts für politische Angelegenheiten, den Herrn Trusiewitsch.*)

Nach dem Blick, den er auf mich warf, begriff ich, daß auch er mich erkannt hatte. Wir waren alte Bekannte dank der Prozesse meiner Söhne. Besonders energisch verfolgte er denjenigen von ihnen, zu dem ich jetzt reiste. Die Verhaftung des 19jährigen Jünglings wegen einer Rede in einer Studentenversammlung, seine Verweisung von der Akademie mit dem Verbot, in irgendeine andere Lehranstalt aufgenommen zu werden, die Festungshaft, die Ausweisung aus Petersburg nach Wologda, die Verbannung nach Jakutsk, infolge welcher mein Sohn gezwungen war, im Auslande ein Asyl zu suchen alle diese Angelegenheiten waren durch die Hände des Herrn Trusiewitsch gegangen. Seine höhnischen Phrasen, die meine mütterlichen Gefühle verhöhnten, hatten eine unvertilgbare Spur in meiner Seele hinterlassen. Und jetzt reisten wir zusammen . . . Wir reisten beide nach Sebastopol wegen einer und derselben Angelegenheit; aber wie verschieden waren die Beweggründe bei uns beiden! Während ich ihn anschaute, quälte mich unablässig die Frage: „Wozu reist er dorthin?" Ich war nicht so naiv, um zu glauben, daß er zu dem Zwecke hingehe, um das Schicksal meines Sohnes zu mildern. Im Gegenteil, seine Anwesenheit verkündete Unheil. Ich wollte gern in das Innere seines Herzens hineinschauen und betrachtete ihn deshalb anhaltend und aufmerksam. Allein, man konnte nichts in seinem nervösen, glattrasierten Gesichte lesen. Ich bemerkte nur, daß seine Augen, als er mich erblickte, aufblitzten; er wandte sich um und flüsterte seinem Mitreisenden etwas zu. Mir schien, als hätte ich es gehört, oder ich erriet vielmehr, daß er sagte: „Die Mutter Sawinkows."

Neben Trusiewitsch — ein Gendarmerieoffizier. Er übertraf in seinem abstoßenden Aeußeren bei weitem alle von mir bis jetzt beobachteten Blauuniformierten: seine weißlichen Augen, die wie Staraugen aussahen, sein völlig blutleeres Gesicht mit den schmutziggrauen Augenbrauen und gleichen Wimpern, mit ebensolchem, nur noch etwas gelblichem Schnurrbart und den dünnen Lippen — es war eine Physiognomie, die man, einmal gesehen, schwer vergessen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Trusiewitsch war Spezialist in Gerichtsuntersuchungsangelegenheiten des § 1035, d. h. in den von der Gendarmerieinstanz vorgenommenen Untersuchungen.

Zündhölzer und Beleuchtungskörper. Das im Deutschen Reiche herrschende Dunkelmännertum hat sich mit seinen Steuern auf Zündwaren und Beleuchtungskörper, die am 1. Oktober d. J. in Kraft treten, eine barocke Charakteristik gezeichnet. Bald werden die Fidibusse unserer Urgroßväter wieder den traulichen Familientisch zieren und die Tabakverteuerung läßt vielleicht auch wieder die fahrbare „lange Piepe" aufleben. Damit wären wir glücklich wieder in die vormärzliche Zeit zurückgeschlittert, in der die 1832 zuerst in Verkehr gekommenen Congreveschen Zündhölzer teure Luxusapparate waren. Die Entwickelung der Streichholzindustrie, besonders in Schweden, wo in den letzten Wochen die Wogen des Generalstreiks die organisierte Arbeiterschaft des gesamten kultivierten Erdballs aufhorchen ließen, hatte mit der Verbilligung der Streichhölzer ganz schön eingesetzt, und es werden heute davon ganz ungeheure Mengen hergestellt und verbraucht. Der tägliche Verbrauch wird pro Kopf in Deutschland auf 12 Stück geschätzt, in Belgien auf 9, in England auf 8, in Frankreich auf 6 Stück. Auf der ganzen Erde verbraucht man täglich etwa 2 Milliarden Streichhölzer.

Daß diese ungeheuren Mengen nur auf maschinellem Wege herstellbar sind, ist klar, und die Ausbildung der Maschinen hat in der Technik der Zündwarenherstellung eine Vollkommenheit erreicht, wie nur noch selten sonst irgendwo. Für das Hölzchen wird Espen-, Pappel-, Linden-, Weiden- und Fichtenholz benutzt. Die Baumstämme werden in Klötze von 40 bis 60 Zentimeter Länge zerschnitten, welche in Wasser gekocht werden, wenn das Holz nicht mehr ganz frisch ist. Diese Klötze kommen in die Schälmaschine und werden dort durch ein gegen das sich umdrehende Holz gestelltes und vorrückendes Messer in Bänder zerschnitten, welche die Dicke des künftigen Streichholzes haben. Die Bänder schichtet man zu 50 bis 80 Lagen übereinander und zerschneidet sie auf der Abschlagmaschine mittels auf- und abgehender Messer zu Hölzchen, deren bis zu 2½ Millionen Stück in der Stunde hergestellt werden können. Zugleich zerlegen kleine Messerchen die langen Holzfaden in Hölzchenlänge. Runde oder ovale Hölzchen werden auf Hobelmaschinen hergestellt, die regelrechten Holzdraht herstellen. Nun werden die Hölzchen getrocknet, in der Putzmaschine gereinigt und geglättet. Ordnungsmaschinen besorgen dann die gleichmäßige parallele Lagerung der Stäbchen, damit sie auf der Einlege- oder Seboldmaschine in den Seboldrahmen, ein System spannbarer Holzleisten, parallel stehend und in gleichen Abständen zu 2250 Stück festgeklemmt werden können. Die Hölzchen werden auf einer geheizten Platte erwärmt und sodann in Schwefel oder Paraffin getaucht, der in flachen Pfannen flüssig bereitsteht. Diese Stoffe vermitteln nach der Entzündung der eigentlichen Zündmasse eine sichere Entzündung des Holzes. Die dickflüssige Zündmasse befindet sich in noch flacheren Behältern, worin die Zündköpfe selbst ebenfalls durch Eintauchen hergestellt werden. Das Tauchen geschieht mitunter ebenfalls durch besondere Maschinen, während wieder andere Spezialmaschinen die trockenen Zündhölzer den Rahmen entnehmen und in die Schachteln füllen. Die Schachteln sind natürlich selbst wieder Gegenstand der Massenfabrikation; sie werden in Maschinen fix und fertig hergestellt und beklebt. Das Nonplusultra bildet in dieser Beziehung die Zündholzmaschine „Automat" einer Berliner Firma. Sie besorgt das Einlegen des Holzdrahtes und alle folgenden Operationen selbsttätig und speit in einem Tage 3¼ Millionen Streichhölzer in 50 000 Schachteln verpackt aus.

Die Zündmasse war früher gewöhnlich eine Phosphormischung, die in einer Gummi- oder Leimlösung sauerstoffreiche Materialien enthielt. Die Anreicherung mit Sauerstoff geschieht deshalb, weil dieser Stoff den Prozeß des Brennens unterhält und begünstigt. Trotz der Feuergefährlichkeit dieser alten Hölzchen, die man überall anstreichen konnte, nahm die Zündholzindustrie seit etwa 1840 einen starken Aufschwung. Im Jahre 1848 erfand Professor Böttger in Frankfurt a. M. die Verwendbarkeit des roten Phosphors zu Reibflächen für phosphorfreie Zündhölzer. Die Benutzung einer besonderen Reibfläche war aber dem Publikum zu unbequem, und erst zehn Jahre später kamen die nunmehr aus Schweden importierten Böttgerschen Streichhölzer als „schwedische Zünder" auch hierzulande in Aufnahme und verdrängten die anderen mehr und mehr. Jetzt sind sie fast ausschließlich im Gebrauch.

Die bei der Verarbeitung von weißem Phosphor sich entwickelnden Dämpfe sind außerordentlich giftig und schädigten die in den Fabriken beschäftigten

Anfertigung der Schachteln für die Streichhölzer.

Arbeiter entsetzlich (Phosphornekrose). Die schon 1884 dagegen vom Reiche erlassenen Sicherheitsvorschriften fruchteten jedoch nur wenig, so daß man sich wesentlich durch die immerwährenden Vorstöße der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion gezwungen sah, 1903 durch Gesetz die Verwendung des giftigen weißen Phosphors völlig zu verbieten. Internationale Abkommen führten das Verbot dieser Herstellungsart auch in Dänemark, Frankreich, Italien, Luxemburg, Holland und der Schweiz ein, und seitdem ist die Herstellung der Zündhölzchen mit keinen besonderen Gefahren mehr verknüpft. Die größte Entwickelung hat die Zündholzfabrikation in Schweden, Rußland, Oesterreich, Deutschland und neuerdings in Japan erreicht. Die Einfuhr nach Deutschland betrug 1905 noch nicht 1000 Doppelzentner, während die Ausfuhr 15 600 Doppelzentner überschritt.

Maschinenmäßiges Herstellen, Umleben, Etikettieren und Einschieben der Schachteln

Auch die Glühkörper für das Gasglühlicht unterliegen neuerdings der Besteuerung, die sich auch hier gegen den sozialen und technischen Fortschritt wendet. Denn der Aufschwung der Gasbeleuchtung datiert erst seit K. Auer von Welsbachs bedeutender Erfindung des Glühstrumpfes. Die bis dahin gebräuchlichen Arten des Gasglühlichtes, z. B. des Drummondschen Kalklichtes usw., konnten für die Beleuchtungspraxis keine Bedeutung gewinnen; die Beleuchtung, die damit erzielt wurde, war mehr wissenschaftlicher Art. Im Prinzip beruht das Gasglühlicht auf der Lichtstrahlung eines Glühkörpers, den die nichtleuchtende sogenannte Bunsengasflamme zu hoher Temperatur erhitzt. Die Flamme ist also nur Mittel zum Zweck; sie selbst gibt gar kein Licht, sondern erst der hocherhitzte Glühkörper, der im kalten Zustande nichtleuchtend ist. Als solchen in der Glühhitze hellstrahlenden Körper erfand Auer den Glühstrumpf. Die Herstellung des Strumpfes geschieht in der Weise, daß man ein Tüllgewebe aus Baumwollengarn Nr. 70 mit den salpetersauren Salzen gewisser „seltener Erden" tränkt. Diese Erden sind zu 98 bis 99 Prozent Thorogyd und zu 1 bis 2 Prozent Ceroxyd. Man trocknet das Gewebe nach der Tränkung, steckt es über einen Holzdorn und reckt es hier aus. Sodann werden die Strümpfe mittels Preßgas „abgebrannt". Dabei zersetzen sich die Nitrate und lassen nur die Oxyde der „seltenen Erden" übrig. Für dieses „Abbrennen" mit Preßgas sind geübte Arbeiter erforderlich; es gibt aber auch Maschinen, welche gleich größere Mengen von Glühkörpern klar brennen und formen. Nach dem „Brennen" ist der Glühkörper sehr zerbrechlich; um ihn transportfähig zu machen, tränkt man ihn in Kampfer, der in Aether aufgelöst ist. Der Aether verdampft dann sehr schnell, und der Glühkörper behält einen Kampferüberzug zurück, der ihm eine gewisse Festigkeit verleiht. Für den Gebrauch brennt man den Strumpf bekanntlich wieder ab; der Kampfer verglimmt, und dann bleibt nur noch das leicht verletzliche Aschenskelett als Lichtspender übrig, welches aus den Oxyden der seltenen Erden besteht.

Aehnliches wie beim Gasglühlicht geht auch bei der elektrischen Glühlampe vor sich, in welcher der elektrische Strom fadenförmige Körper zum Glühen bringt, welche dann Licht ausstrahlen. Die Hauptanwendung findet hier noch immer der Kohlefaden; er wird in der Weise hergestellt, daß Zellulose durch feine Düsen gepreßt wird. Die langen Fäden werden in die erforderlichen Längen geschnitten und dann durch Glühen unter Luftabschluß verkohlt. Unter Luftabschluß deshalb, weil sie in Luft verbrennen würden. Nach der Verkohlung sind sie elektrisch leitend geworden, und man erhitzt sie nun durch den elektrischen Strom in einer Kohlenwasserstoffatmosphäre auf etwa 2000 Grad. Dabei schlägt sich aus dieser Atmosphäre auf den Kohlenfäden graphitischer Kohlenstoff ab, macht die Oberfläche des Fadens dicht und glatt, verleiht dem Faden große Elastizität und gleicht die Dicke desselben aus, indem an den dünneren Stellen, die durch den Strom heißer werden, sich mehr Kohlenstoff niederschlägt als an den dicken. Der Faden der Glühlampe muß auch unter Luftabschluß glühen. Er wird deshalb in eine Glasbirne eingeschlossen. Die Zuleitung zu den Enden des meist geschlungenen Fadens geschieht durch Platindrähtchen, welche in einem Glasstöpsel eingeschmolzen werden. Man muß dazu leider das teure Platin verwenden, weil andere Stoffe bei der Erwärmung sich anders ausdehnen als das umgebende Glas, dieses sprengen, die Glocke undicht machen und damit die Lampe zerstören. Der Kohlefaden wird mittels galvanischen Kupferniederschlages oder auf chemischem Wege an den Platindrähtchen befestigt und mit dem Glasstöpsel in die eigentliche Birne eingesetzt. Diese wird sodann durch eine feine röhrenförmige Oeffnung von Luft leergepumpt, wobei man den Faden durch elektrischen Strom auf Rotglühhitze bringt; er verliert dann die in ihm noch eingeschlossenen Gase. Man bringt nun ein wenig roten Phosphor in die Birne, welcher etwa noch vorhandene Reste an Sauerstoff aufnimmt, und schmilzt das Röhrchen zu. Die neuerdings in Aufnahme gekommenen Metallfadenlampen haben statt des Kohlefadens Fäden aus besonders geeigneten Metallen, werden aber im Prinzip ebenso hergestellt wie die alten Kohlefadenlampen. f. l.

Nachdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen in Berlin (Nieder-Schönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.